



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Französische Zustände und Aussichten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zu Hilfe nehmen muß, um den Geburten seines jugendlichen Geistes eine Art von zweifelhafter Fortdauer zu sichern. Bleibt auch ihr inneres Wesen unangetastet, so wird doch ihr äußeres Ansehen umgewandelt. Wer würde in der Rede über die Mythologie, wie sie im fünften Bande der Werke steht, noch das kühne Manifest der Romantiker erkennen *)!

Wöge also der Wunsch nach einer kritischen Herstellung der Werke Friedrich Schlegel's hier nicht vergebens ausgesprochen sein! Auf allen Gebieten des literarhistorischen Wissens die Kenntniß und das Studium der unverfälschten Quellen zu fördern — dieser Aufgabe müssen wir vor Allem genügen, wenn unsere Literaturgeschichte sich endlich zu der Würde einer strengen und ernstern Wissenschaft erheben soll.

Französische Zustände und Aussichten.

Prévoist-Paradol gilt mit Recht als der geistvollste politische Schriftsteller des heutigen Frankreich, keine Feder fürchtete der Imperialismus so als die feintige, man verfolgte den Courrier du Dimanche, in dem er zuerst besonders schrieb, auß' äußerste, unterdrückte ihn zuletzt und brachte es dahin, daß ein gefälliges Gericht den unbequemen Kritiker zu kurzer Gefängnißstrafe verurtheilte. Er widmete sich darauf ganz dem Journal des Débats und die Academie, für die seine oppositionelle Gesinnung eher eine Empfehlung als das Gegentheil war, öffnete ihm ihre Thüren als er kaum die Mitte der

*) Man sehe hier besonders, wie er dem unbequemen Namen Spinoza aus dem Wege geht! — Wer sich von dem ganzen Proceß dieser Umbildung eine genügende Vorstellung verschaffen will, muß ihn durch alle früheren Arbeiten hindurch verfolgen. Manchmal werden ganze Seiten eingeschoben; (vgl. die Griechen und Römer S. 257 mit den Werken 4, 94) oft nur die Worte durch gelinde Modificationen der späteren Sinnesweise des Autors annehmlich gemacht. Nicht selten gewährt diese Mühsal der Umarbeitung dem vergleichenden Leser einen komischen Eindruck. In dem Vorworte zum Epitaphios des Lysias, dessen Uebersetzung Schlegel in Wieland's Attischen Museum veröffentlicht hatte, fand sich der Satz: (I, 216) „In der Urgeschichte der Menschheit sind sogar einige abergläubische Gebräuche, welche dem Denker kindisch scheinen müssen, die ersten Zeichen ihrer höhern Bestimmung.“ — Dieser harmlose Satz fand später keine Gnade mehr, und ward in den Werken 4, 167 auf folgende Weise zurechtgerückt: „In der Urgeschichte der Menschheit sind manche eigenthümliche und zum Theil sonderbare Todes- und Grabes-Gebräuche, welche dem Vernünftler ohne Zweck und Bedeutung scheinen, die ersten Zeichen einer höhern Bestimmung.“ — Zu welchen Fehlgriffen ein literarhistoriker verleitet wird, der den Unterschied zwischen der früheren und späteren Gestalt der Schlegel'schen Werke nicht kennt oder nicht beachtet, — das mag man an dem traurigen Beispiele von Cholevius lernen; vgl. dessen Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen 2, 397.

Dreißiger erreicht hatte. Im vorigen Jahre hat er den freieren Spielraum, welcher der Presse gegeben ward, benutzt, sein politisches Programm in einem Buche *la France nouvelle* zu entwickeln, in welchem wir, was die auswärtige Frage betrifft die Hinneigung zum Chauvinismus bedauern, das man aber für die innere Politik Frankreichs nur mit großem Nutzen lesen kann. Immerhin aber redet er darin noch eine sehr leise Sprache und zweifelt selbst in der Vorrede, ob die Regierung sein Buch nicht unterdrücken werde. Ganz frei aber hat er seine Ansichten kürzlich in zwei Vorlesungen dargelegt, welche er in Edinburgh über die socialen und politischen Zustände Frankreichs gehalten. Dieselben verdienten ins Deutsche übertragen zu werden, weil sie in gedrun- genen Zügen mit großer Sachkenntniß die innere Lage des Landes schildern, auf deren Entwicklung Europa jetzt mit Recht in Spannung hinsieht. Wir wollen inzwischen versuchen den Gedankengang derselben mit einigen kritischen Bemerkungen wiederzugeben, indem wir ein anderes Buch von freier Beobachtung, welches Prof. Mézières, kürzlich über die französische Gesellschaft geschrieben, zur Vergleichung herbeiziehen.

In seiner Schilderung der gesellschaftlichen Zustände betrachtet der Verf. der Reihe nach die Bauern, die kleinen Städte, Paris und die Familienzustände.

Die Bauern, welche durch Einführung des allgemeinen Stimmrechts zur einflußreichsten Classe geworden sind, hängen an den Grundsätzen der Revolution von 1789, welche sie zu freien Eigenthümern gemacht hat. Die Milliarde, durch welche die Restauration die Emigrirten entschädigte, ihre Versuche das Erstgeburtsrecht wieder herzustellen haben ihr bei der ländlichen Bevölkerung mehr geschadet als alle Preßverfolgungen. Der Bauer hat keinen Lord über sich, von dem er abhängt oder dem er Achtung schuldet, die Priester haben nur in einzelnen Theilen des Landes großen Einfluß bei ihm, der einzige Herr, den er über sich erkennt und von dem er ganz abhängt ist der Staat, genauer die Executivgewalt, *le gouvernement* oder *l'autorité* wie man sagt. Von Selbstregierung ist auf dem Lande keine Spur, die Bauern würden die Idee derselben kaum verstehen; die Regierung dagegen stellt sich ihm als allgegenwärtig dar, sie schickt Präfekten, *Mairs*, *Gens d'armes*, Feldhüter, Schulmeister, sie erhebt Steuern, baut Straßen, Kirchen, Brücken, Schulen, sie hebt die Pflichtigen zum Heer aus, sie hilft bei Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten und sonstigen Calamitäten. Es ist begreiflich, daß der Bauer ihr unbedingt gehorcht, so lange sie nicht seine Existenz antastet. Unter der Restauration und Julimonarchie waren die Bauern politisch bedeutungslos, weil der hohe Censur sie von den Wahlen ausschloß, die Revolution von 1848 trieb sie durch die von ihnen nie geforderte Einführung des allgemeinen Stimmrechts plötzlich und unvorbereitet

zur Wahlurne. Der Bauer ist an sich ziemlich gleichgiltig gegen die eigentliche Politik, ob Guizot oder Thiers, Rouher oder Mivier Minister sind, ob Preß- und Vereinsfreiheit herrschen oder nicht, bekümmert ihn wenig, er hat nur zwei Interessen, seinen ländlichen Besitz und den Ruhm Frankreichs. Bei der Invasion einer fremden Armee könnte jede Regierung auf die bäuerliche Bevölkerung zählen, die Mehrzahl ist selbst Soldat gewesen oder hat Angehörige im Heere. Die kleinliche auswärtige Politik der Julimonarchie schadete dieser deshalb auf dem Lande mehr als die parlamentarische Freiheit dort ihr nützte, weil der Bauer von jenen Kämpfen der Herren in Paris nichts verstand; er bezahlte so viel Steuern wie zuvor und wurde von den Präfekten so gemäßigelt wie sonst, aber er hatte mit dem ganzen Lande das Gefühl, daß Frankreich nach außen hin nicht die Stellung einnehme, die ihm gebühre, er sah deshalb die Julimonarchie ohne Bedauern fallen, nahm aber auch die von ihm nicht verlangte, in Paris improvisirte Republik gleichgiltig auf. Diese Gleichgiltigkeit verkehrte sich sofort in Feindschaft als die socialistische Partei, die treibende Kraft der Revolution, ihre Fahne entfaltete. Nachdem das J. 1789 ihm gegeben, was das Ziel seiner Wünsche war, freien Grundbesitz, fürchtet er von jeder Revolution Gefährdung dieser Errungenschaft. Was helfen ihm die tönenden Reden von Gleichheit und Brüderlichkeit, was Freiheitsbäume und Nationalwerkstätten? und er fühlte die Segnungen der Republik nur in der Form der Zuschlagsteuer und des stocckenden Absatzes seiner Producte. Er brauchte also sofort das Wahlrecht, welches ihm die Revolution bescheerte, gegen die Republik, er sandte die conservative Majorität in die Constituante, wählte den Erben der napoleonischen Legende und ratificirte den Staatsstreich, denn er wollte eine starke Regierung; Louis Napoleon ist Kaiser der Bauern, die seitdem zu ihm gehalten haben. Es ist daher von ernster Bedeutung, daß sich bei den letzten Wahlen manche bäuerliche Wahlkreise gegen die Candidaten der Präfekten entschieden, während sie früher unbedingt für dieselben stimmten; es zeigt, daß die Regierung den Bogen überspannt hat, viel versprochen, wenig gehalten, große Niederlagen nach Außen erlitten, leichtsinnig mit den Finanzen gewirthschaftet hat. Die Gleichgiltigkeit beginnt zu weichen und es scheint eine Art Bewegung in die conservativ-träge Schicht der ländlichen Wähler zu kommen; man fängt an, sich ernstlich um ihre Gunst zu bewerben, die demokratischen Candidaten wiederholen ihnen unaufhörlich, daß sie ihr Loos in den eigenen Händen haben, daß es nur von ihren Wahlen abhängt, weniger Steuern zu zahlen und weniger Rekruten zu stellen. Wie sich die Dinge gestalten werden, wenn die offiziellen Candidaten aufgegeben werden müssen und die Opposition mit freiem Vereinsrecht um die Stimmen der ländlichen Distrikte wirbt, läßt sich noch nicht sagen, Prévoist-Paradol aber macht auf

die Gefahr aufmerksam, daß der französische Bauer, der von Natur sparsam bis zum Geiz ist, wenn er sich wirklich als Herr fühle, leicht dahin kommen könne, die zum Staatshaushalte nothwendigen Mittel zu weigern. „Er könnte geneigt sein, den Staat zu behandeln wie mein berühmter Landsmann, der Gascoigner, sein Pferd behandelte, als er beschlossen hatte, das arme Thier zu gewöhnen, ohne Essen zu leben.“

Dem Lande werden gegenübergestellt die Städte. Wenn man einige Handels- und Fabrikstädte ersten Ranges, wie Marseille und Bordeaux, Lyon und St. Etienne, einige alte Provinzialmittelpunkte, wie Nîmes, Toulouse, Brest ausnimmt, so liegt über denselben eine tödtliche Einförmigkeit, ein bleierner Schlummer der Indifferenz. Jede Classe lebt getrennt von der andern für sich abgeschieden. Die Arbeiter stehen meist unter republikanischen Einflüssen, die durch das gemeinsame Leben in den Cabarets genährt werden, sie neigen namentlich zu socialistischen Theorien, der Haß gegen die Reichen, der Krieg gegen das Capital, die Staatshilfe, die Aufhebung der Familie werden in diesen Kreisen offen gepredigt. Ihnen gegenüber steht die Bourgeoisie, den vernünftigeren, aber auch furchtsameren Theil der Bevölkerung bildend, aus ihren Reihen sind die Meisten Verfechter liberaler Grundsätze und Vertreter der französischen Wissenschaft so wie der Verwaltung hervorgegangen; diese Mittelclasse wird aus durchschnittlich gut begabten und fleißigen Menschen gebildet, ihre Begriffe von Sittlichkeit sind vielleicht nicht so strenge als die des deutschen Bürgerstandes, aber man würde ihr großes Unrecht thun, wenn man sie nach den Romanen oder Dramen eines Paul de Kock beurtheilte. Auf diese Classe, welche früher so entschieden ihren Gehorsam gegen die Kirche abgeschüttelt, hat in neuerer Zeit, nach unseres Gewährsmannes Aussage, der Katholicismus vornehmlich seine Macht gegründet; die Angst vor dem Socialismus hat den Bourgeois in die Arme des Clerus getrieben, der Art, daß es jetzt nicht bloß als Schande gilt, ein Gegner der Kirche zu sein, sondern selbst wenn man nicht zu ihren thätigen Freunden gerechnet wird. Diese Stellung wird um so stärker, als die sittliche Haltung der französischen Geistlichkeit besonders gut ist „und sie sich sehr thätig in Liebeswerken zeigt.“ Es kommt indeß noch ein anderer Umstand hinzu, den unser Verfasser wie Mezères nicht berühren, um den Aufschwung der streng kirchlichen Partei zu erklären. Derselbe datirt von demselben Akt, durch den Napoleon I. glaubte das Papstthum gefesselt zu haben, vom Concordat. Dieses erklärte mit einem Federstriche alle Bischofsitze Frankreichs für erledigt und neu vom Papste zu besetzen; damit wurde dem Gallikanismus, der Selbständigkeit der nationalen Kirche ein tödtlicher Streich versetzt. Von da an faßte der Ultramontanismus Wurzel, heute beherrscht er die französische Kirche. Männer wie Dupanloup und Montalembert kann

man kaum als Gallikaner gelten lassen, wenn sie sich auch gegen die jetzt zu Tage tretenden letzten Consequenzen des Romanismus verwahren. In demselben Maße, als diese conservativen Kreise sich den katholischen Interessen hingeben, betrachten die revolutionäre und die demokratische Partei im Großen wieder wie früher die Kirche als ihren bittersten Feind. Der Voltairianismus ist umgeschlagen in Positivismus und Unglauben, es ist unter den Demokraten herkömmlich geworden, durch ihren letzten Willen sich die religiösen Ceremonien zu verbitten, welche in katholischen Ländern für so wichtig gehalten werden. Trotz ihres moralischen und materiellen Fortschritts kommt daher die Kirche der Revolution gegenüber in größere Gefahr, als sie seit 1793 gewesen ist. Die gemäßigten ihrer Gegner wollen sie vom Staate trennen und sich selbst überlassen, die Radicalem aber wollen ihr nicht bloß ihr Eigenthum nehmen, sondern sie auch möglichst unterdrücken, wenigstens unter argwöhnische Ueberwachung stellen.

Welche Einwirkungen das Concil auf die katholische Welt Frankreich's haben wird, bleibt abzuwarten; die Erregung hat übrigens in neuester Zeit, namentlich durch die Fehde Dupanloup's mit Veuillot eine ziemlich lebhafte Gestalt angenommen und die letzten Reste gallikanischer Selbständigkeit versuchen sich gegen die Tendenzen des Bischofs von Nismes zu wahren, keine der beiden Parteien aber betrachtet das Concil so wie der Kaiser es in seiner Eröffnungsrede zu thun affectirt. Auf einen tiefgreifenden Wechsel in der Form des Gottesdienstes wird man schwerlich rechnen dürfen, weil theologische Fragen das große Publicum nicht entfernt in dem Maße interessieren wie in Deutschland, die Religion vielmehr in allgemeinen Gefühlen, Tendenzen und Gebräuchen besteht als in klarer und fester Zustimmung zu gewissen Glaubensgrundsätzen.

In Bezug auf Paris widerlegt Prévost-Paradol die Ansicht, daß Paris überwiegend Vergnügensort sei, während es allerdings die wirkliche Hauptstadt und den Mittelpunkt Vergnügungssüchtiger aus allen Theilen der Welt bilde.

Was das Pariser Vergnügen auszeichne und glauben mache, daß es jede andere Form des Lebens verschlungen habe, sei der Umstand, daß es einerseits so öffentlich, andererseits so durchweht mit intellectuellen und künstlerischen Bestrebungen wie nirgendwo sonst sich darbiete. Indes das wahre Paris müsse anderswo als im leichtlebigen kosmopolitischen Genusse gesucht werden, es liege auch ebensowenig in der vielfach idealisirten Arbeiterwelt, sondern in der Bourgeoisie, welche viel aufgeklärter als als ihre provinzielle Schwester, thätig, wirthschaftlich, intelligent, vorwärtsschreitend und gemäßigt, nur oft etwas zaghaft sei, gleichsam eine moralische Reserve des nationalen Verstandes und Geistes. In der Pariser Bourgeoisie erblicke man auch vorzugs-

weise die allgemeinen Züge des Nationalcharakters, die in verschiedenen Graden, doch minder ausgeprägt in den andern Classen gefunden werden. Eine gewisse allgemeine Klugheit und der Wunsch nicht sowohl nach Reichtum als nach einer ruhigen und sichern Unabhängigkeit, sind die Hauptzüge des französischen Charakters.

Der Franzose ist überhaupt vielleicht nicht so sehr von der Phantasie beherrscht als man gewöhnlich glaubt, und ernster tiefer Ehrgeiz ist bei ihm seltener, als das Streben nach Lob und Ruhm im kleineren Kreise.

Er ist eher geneigt, sein Geschick mit einem gewissen Gleichmuth zu tragen und der Name Philosoph, den er einem Manne gibt, der leicht zufriedenzustellen ist, wird in Frankreich auch am öftesten verdient, weil die Leidenschaften zwar rasch geweckt, aber kurz von Dauer sind und die Freiheit des Urtheils daher auf die Länge wenig trüben. Daher beeinträchtigen auch politische Kämpfe die Gerechtigkeit des Urtheils weniger als anderswo, man verfolgt selbst unpopuläre Tendenzen mit Interesse, wenn sie geistvoll und beredt vertheidigt werden, ja man sieht seine eigene Ansicht gern vom Talent bekämpfen.

Das Familienleben steht in Frankreich unter dem Gesetz des nationalen Erbrechts, welches fordert, daß jedes Vermögen zu gleichen Theilen unter die Kinder getheilt werde. Da nun Frankreich keine Colonien hat, auch jede Auswanderung als Strafe oder verzweifeltes Mittel betrachtet wird und andererseits die Franzosen im Allgemeinen ihre Kinder sehr lieben, so erklärt es sich, daß bei der Eheschließung die Rücksicht auf Vermögen so stark mitspricht und daß die Zahl der Kinder eine geringe ist. Daher die große Zahl der Vernunftheirathen d. h. der Ehen, welche durch ein von der Vernunft vorgezeichnetes Interesse bestimmt worden sind und die am häufigsten wie ein Geschäft gleich von den Eltern oder Anwälten der Familie abgeschlossen werden. Die traurige Seite dieser Bündnisse, welche ihnen alle Poesie der Liebe nimmt, bestreitet unser Verfasser nicht, aber er betont, daß man darum doch nicht die Sensationsschilderungen des französischen Ehelebens als Spiegelbild der täglichen Wahrheit annehmen dürfe. Die Familien in Frankreich seien nicht schlechter als anderswo, der klare Kopf, der überwiegende Verstand, welcher die französische Frau vermocht, eine Vernunftheirath zu schließen, läßt sie auch später das Beste daraus machen; dazu kommt die Unmöglichkeit der Scheidung einer katholischen Ehe, so daß nur äußerliche Trennung, nie Wiederverheirathung möglich wäre und schließlich die gemeinsame Liebe zu den Kindern.

Man kann dieser Auffassung Prévost-Paradol's im Allgemeinen beistimmen, ohne sie doch als erschöpfend anzunehmen. Gewiß zeichnet sich die Französin durch rasche Auffassungsgabe und einen offenen Kopf für Geschäfte aus; weit öfter, als es in England oder Deutschland der Fall ist, führt die

Frau die Bücher ihres Mannes oder setzt das Geschäft desselben nach seinem Tode selbständig fort. Auch ist dem weiblichen Theile unserer Nachbarn der Sinn für Geschmack und Eleganz angeboren und ihr Verstand, gepaart mit dem Sinn für das Feine und Angenehme, macht die Unterhaltung französischer Damen so anziehend. Aber der schönen Form, dem Witz und Geist entspricht freilich oft der Inhalt wenig, man strebt mehr nach dem Unterhaltenden und Picanten, als nach dem Soliden und Wahren. Schon die Erziehung der französischen Mädchen geht mehr darauf aus, die liebenswürdigen Talente zu entwickeln, als den Geist zu reifen und zu vertiefen. Man geht zu sehr darauf aus, die Oberfläche der Dinge mit einem Witzwort zu streifen; man lehrt von Allem zu sprechen, ohne etwas gründlich zu können. Die Französin liest weniger und weniger ernste Bücher als die Engländerin oder Deutsche; man mustre vergleichsweise nur die Leihbibliotheken, sie werden wenig Werke ernsten Inhalts bieten, welche wie bei uns und noch mehr in England allgemeiner Gegenstand der weiblichen Lectüre sind, wie z. B. populärgehaltene wissenschaftliche Darstellungen. Was außerdem das moralische Gefühl anlangt, so wollen wir gern zugeben, was unser Verfasser über die gute Haltung der Frauen in Bernunftstehen sagt, aber der Mangel eigentlicher Liebe macht sie ohne Frage nachsichtiger für Verirrungen und laxer in ihren Begriffen der Treue. Gewiß soll man nicht voreilige Rückschlüsse auf die wirklichen Familienzustände aus den Romanen von Paul de Kock und Georges Sand oder den Dramen von A. Dumas Sohn machen, aber der ungeheure Absatz, den diese Bücher finden, die glänzenden Einnahmen der Theater von solchen Stücken sprechen doch für die allgemeine Beliebtheit derselben und wir haben selbst jene Pariser Bourgeoisie, die der Verfasser als Kern der Nation feiert, sich mit Frau und Kind zu den Darstellungen der Demi-Monde drängen sehen. Welchen Einfluß aber solche geistige Nahrung auf die Bildung der künftigen Gattinnen und Mütter haben muß, läßt sich leicht ermessen. Die Kirchlichkeit der französischen Frauen wird freilich in neuester Zeit sehr gepriesen und sicher bietet dieselbe bewundernswürdige Beispiele religiöser Hingebung, namentlich bei den barmherzigen Schwestern, aber im Ganzen müssen wir gestehen, daß uns diese Kirchlichkeit doch den Eindruck großer Aeußerlichkeit macht. Man findet sich mit der Religion ab, indem man regelmäßig zur Messe geht, Geld für Klöster und Peterspennige gibt und sammelt. Aber von einem wirklich erweckten religiösen Leben, von selbständigem Denken über kirchliche Fragen findet man wenig Spuren, meist ist das selbe nur in der kleinen protestantischen Minderheit geweckt.

In seiner zweiten Vorlesung behandelt Prévost-Paradol die politischen Zustände seines Vaterlandes und der Eindruck seiner Darstellung muß, wie uns scheint, ein höchst niederschlagender sein. Man wundert sich nicht über die

zahlreichen Revolutionen, sondern eher, daß dieselben nicht noch öfter stattfinden.

Das J. 1789 schuf eine neue Gesellschaft, deren Organisation bisher allen Angriffen widerstanden hat. Napoleon suchte vergebens eine militärische Aristokratie zu gründen, die Bourbons erschöpften sich in unfruchtbaren Restaurationsbestrebungen, Louis Philipp ward von seinem pays légal im Stich gelassen, die Socialisten versuchten umsonst Frankreich republikanisch zu machen; Frankreich hat mit einem Wort bis jetzt ohne Erfolg nach einer Regierung gestrebt, die mit seiner gesellschaftlichen Ordnung in Harmonie stände. Ueber das zweite Kaiserreich sind die Acten noch nicht geschlossen, aber der jetzige Zustand sieht nicht darnach aus, als ob es das große Räthsel lösen sollte. Prévost-Paradol hat offenbar eine Vorliebe für die Republik, er meint, nur die erste und zweite Republik hätten es nicht verdient, gestürzt zu werden, sie seien die Opfer großer Verschwörungen gewesen, denen die Nation nicht habe widerstehen können. Diese Ansicht scheint uns stark parteiisch gefärbt; warum konnte die Nation denn der Verschwörung nicht widerstehen, wenn der Zustand gut war? Der Verfasser schildert uns den Staatsstreich des 2. December mit düstern Farben und sagt, Niemand könne sich eine Vorstellung von der furchtbaren Erbitterung machen, welche dieses Attentat im Herzen der Nation hinterlassen. Wir glauben, daß dabei eine Täuschung unterläuft, die Bitterkeit besteht sicherlich im Herzen der liberalen Partei, aber nicht in der Masse der Nation. Der Verfasser vergißt, welchen hoffnungslos chaotischen Zuständen der Staatsstreich ein Ende machte; die Besten trauerten um den Untergang der Freiheit, aber die große Masse verlangte vor Allem Ruhe und Sicherheit, — die Ordnung war der Schrei der Gesellschaft. Frankreich als Nation kann sich über den Staatsstreich nicht beklagen, nachdem 7 Millionen Stimmen dreimal ihn ratificirt. Wenn jetzt die dunkeln Schilderungen des Verbrechens vom 2. December so großen Anklang finden, so liegt das lediglich in den großen Fehlern der persönlichen Regierung, deren Nachwirkungen jetzt greifbar hervortreten.

Die Anforderungen, welche Prévost-Paradol an eine neue Republik stellt, sollten ihn schon bedenklich machen, dieselbe zu erstreben, weil sie sich schwerlich je erfüllen lassen. Er verlangt diese Regierungsform, weil die Erblichkeit dem Gleichheitsfinne der Franzosen zuwider sei, aber er will sie zugleich stark und decentralisirt. Ohne locale Freiheiten sei die Executive zu stark, stark aber müsse sie doch bleiben, um Frankreich als großen Staat zu erhalten. Aber hat der Verfasser wohl erwogen, welche fast unüberwindlichen Schwierigkeiten sich in Frankreich der Organisation eines dauerhaften Self-government entgegenstellen? will er dasselbe auf das allgemeine Stimmrecht gründen, bei dem er selbst fürchtet, daß die Bauern die Mittel für den

Staat verweigern könnten? Wie will er in dem Lande, das seit undenklichen Zeiten mit dem alleinigen Princip der Autorität regiert ist, den Sinn für die Uebnahme unentgeltlicher Ehrenämter wecken? Dazu kommen die Gefahren von der socialistischen Partei, welche der Verf. selbst mit Recht so hoch anschlägt und die in Frankreich größer sind als irgendwo sonst. Die Revolution von 1789 gründete in der That eine neue Gesellschaft, und zwar in kürzester Frist. Warum, fragt der französische Socialist, sollte es nicht möglich sein, dieses, durch den Absolutismus Bonaparte's unterbrochene Werk wieder aufzunehmen und durch eine Reihe durchgreifender Decrete zu vollenden? Wenn die erste Revolution in wenigen Jahren so Großes vollbrachte, warum sollte das Volk, wenn es wieder die Macht in Händen hätte, nicht nochmals eben so Großes und selbst Größeres thun? Wie hat es denn Napoleon III. gemacht? Folglich, schließt er, ist der Fehler nur, daß die Macht in falschen Händen liegt, denen man sie entreißen muß. Der Staat kann nach den Ansichten dieser Schule eben Alles, die Staatsgewalt ist die Wunschelruthe, in deren Besitz man sich setzen muß; der Kaiser benutzt sie schlecht, aber in socialdemokratischen Händen würde sie Wunder thun. Und mit solchen Materialien will der Verfasser eine freie, decentralisirte starke Republik gründen?

Das Unglück für Frankreich ist, daß in jeder der Regierungen, die sich seit 1789 gefolgt sind, etwas war, was die Nation um jeden Preis loswerden zu müssen glaubte und deshalb ist die Revolution in Permanenz. Das Kaiserthum macht jetzt einen Versuch, sich liberal umzugestalten, es mag ehrlich in diesem Bestreben sein, aber wir haben keine sanguinischen Erwartungen von den Resultaten. Die gemäßigt liberale Partei ist anscheinend hoffnungslos getheilt; sie ist bis zu einem gewissen Grade einig über die Opposition, gänzlich uneinig über den einzuschlagenden Weg, kein Führer ist da, der eitle Ollivier ist allen Parteien verdächtig. Die Tierspartei ist in voller Auflösung, die Linke zeigt sich, erschreckt durch den revolutionären Wahnsinn der Unversöhnlichen, augenblicklich gemäßigt und appellirt, obwohl auf die Republik hinarbeitend, nur an die Macht freier Discussion. Aber selbst ihr Manifest, das im Ganzen als der Ausdruck der Wünsche des Landes gelten mag, zeigt stark doctrinäre Befangenheit, indem es für das Corps législatif das Recht verlangt, allein den Krieg erklären zu können. Sie übersteht dabei, daß ohne wirklich verantwortliches Ministerium die Executive durch ihre Führung der auswärtigen Angelegenheiten doch den Krieg unvermeidlich machen kann, während ein verantwortliches Ministerium nie wagen würde, auf ein solches Ziel loszusteuern, wenn es sich nicht von der Majorität getragen fühlte. Aber auch hiervon abgesehen muß man fragen, wird die Linke es auf die Dauer ruhig ertragen überstimmt zu werden, wird sie nicht ungeduldig werden, wenn die Mehrheit der Tierspartei, eingeschüchtert durch die

revolutionären Manifestationen sich wieder mehr nach Rechts wendet? Daß diese Tendenz da ist, zeigt die Aufnahme der kaiserlichen Eröffnungsrede.

Das Resultat für die Gegenwart ist eine tiefe Desorganisation und Verwirrung, deren Ausgang kein Prophet voraussagen kann aber die denen, welche es gut mit Frankreich meinen, nur ernste Sorge für seine Zukunft einflößen kann.

Eine Biographie von Calvin.

Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf von F. W. Kampfschulte, o. ö. Prof. der Geschichte an der Universität Bonn. Erster Band. Leipzig, Duncker und Humblot 1869.

Während die von den Straßburger Theologen Neuß, Kuniz und Baum seit dem Jahr 1863 begonnene neue Gesamtausgabe der Schriften Calvin's ihrer Vollendung entgegengeht, ist vor Kurzem der erste Band einer neuen Biographie des Reformators erschienen, die eine Zierde unserer geschichtlichen Literatur zu werden verspricht und bei der Bedeutung, welche Calvin's Hauptschöpfung, sein Kirchenstaat in Genf, lange Zeit behauptete, ein über die theologischen Kreise weit hinausgehendes Interesse in Anspruch nimmt. Es ist ein gelehrtes Buch, aber mit dem Geschmack und der Durchsichtigkeit geschrieben, die man heutzutage auch bei den strengeren Werken der Wissenschaft nicht vermissen will. Ueberall geht es zu den ersten Quellen zurück und stellt aus ihnen ein so vollständiges Bild von der Wirksamkeit des Reformators in Genf zusammen, wie es bisher noch nicht existirte. Zurückhaltend in der Beurtheilung legt es dafür die Fülle des Geschehenen in breiter Ausführlichkeit auseinander und zwar so, daß überall streng das Gesetz von Ursache und Folge waltet. Für eine erneute Bearbeitung dieses Gegenstandes kam dem Verfasser vor Allem die Veröffentlichung der Genfer Geschichtsquellen des 16. Jahrhunderts zu statten, die seit einigen Jahrzehnten von den dortigen Gelehrten mit so rüstigem Eifer besorgt wird und durch welche eine Reihe von Aufzeichnungen und Berichten aus jener Zeit, die bisher in den Archiven ruhten und schwer zugänglich waren, nunmehr der Oeffentlichkeit übergeben ist. Aber immerhin noch reicher sind die ungedruckten Schätze, zu deren Ausbeutung der Verfasser einen längeren Aufenthalt in Genf nahm. Nur durch das Studium der Rathesprotocolle und anderer öffentlicher Documente, Proceßacten u. s. w. war ein wahrheitsgetreues Bild von der Thätigkeit Calvin's und dem Einfluß, den er auf dem politischen wie kirchlichen Gebiet ausgeübt hat, zu gewinnen. Werthvolles Grenzboten IV. 1869.